



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Deutsche Geschichte fürs deutsche Volk

Schnizer, Otto

Stuttgart, [1929]

10. Kulturgeschichte

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77080](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77080)

das auch zugestehen; und endlich hat Friedrich II. den Fürsten die völlige Selbständigkeit ausdrücklich zugestanden. So sind sie von Reichsbeamten zu selbständigen Landesfürsten emporgestiegen, und in demselben Maße ist Macht und Einfluß des Königtums gemindert worden; denn die Größe des Reichs galt diesen Männern nichts im Vergleich mit der eigenen Größe. Das einzige Gegenmittel wären die aufblühenden Städte gewesen; aber ihre Bedeutung haben die Kaiser noch nicht erkannt.

Bei uns Deutschen hängt alles an der Person, nicht an der Einrichtung. Haben die Deutschen die rechten Führer, dann steigen sie empor; wenn nicht, dann werden sie ohnmächtig durch inneren Hader. Die Kaiser dieser Zeit sind aber fast ohne Ausnahme hochbedeutende Männer, die richtigen Führerpersönlichkeiten gewesen; nachher fehlten solche, und so kam der Zusammenbruch. So war's vom Tode Heinrichs VI. an.

Welche Höhe hatte deutsches Volk und Land erreicht unter Karl dem Großen! Und nach ihm der Zusammenbruch. Auf welche Höhe war das Deutsche Reich gestiegen unter Friedrich I. und Heinrich VI! Nach ihnen hieß es wieder von neuem anfangen. Heute ist's nicht anders.

10. Kulturgeschichte.

Das Rittertum.

Die Kämpfe dieser Zeit wurden durch gepanzerte Reiterheere, die *Ritter*, ausgefochten. Es gab damals nicht mehr die allgemeine Wehrpflicht wie in alten Zeiten, den sogenannten Heerbann, sondern einen *Wehrstand*.

Schon von Karl dem Großen an ging die Umwandlung des alten deutschen Fußheeres in ein Reiterheer vor sich; an die Stelle des alten, auf allgemeiner Wehrpflicht beruhenden Heerbannes trat die Lehensreiterei. Sie bestand aus den Gefolgsleuten des Königs, aus den höheren und niederen Reichsbeamten, von denen jeder wieder eine größere oder kleinere Zahl von Lehensträgern unter sich hatte. Diese Entwicklung hat sich vom Frankenreiche aus nach und nach auf ganz Deutschland, ja auf das ganze Abendland ausgedehnt. Die höheren Lehensträger waren die Vornehmen oder Edeln, von denen viele keinen Herrn über sich anerkannten als den Kaiser; unter den niederen Lehensträgern dagegen gab es auch solche, die ursprünglich unfrei gewesen und als Dienstmannen eines Höheren mit einem kleinen Lehensgute begabt worden waren. Daneben standen aber noch die *Mittelfreien*; das waren die größeren Grundbesitzer. Solche gab's in jedem Dorfe. Sie waren

ursprünglich die Häupter der Sippen gewesen und hatten größeren Besitz als andere. Ihr Gut hieß Maierhof oder Herrenhof, auch Salhof. Sie bildeten die große Masse der Ritter. Aber auch vielen Söhnen freier Bauern gefiel das ritterliche Leben, und sie drängten sich dazu im Dienste eines Höheren. Endlich waren auch unter den städtischen Bürgern nicht wenige, die Ritterdienste taten. So setzte sich der Wehrstand aus mancherlei Bestandteilen zusammen: den Vornehmen oder Edeln, den Mittelfreien, Gemeinfreien, städtischen Bürgern und unfreien Dienstmännern.

Bei einem Krieg ging's folgendermaßen zu: wenn etwa Heinrich IV. Krieg führte, so bot er zuerst seine großen Lehensträger, Fürsten und Bischöfe auf. Der Herzog von Schwaben z. B., der Hohenstaufe, leistete ihm gerne und willig Heeresfolge. Aber er mußte wieder seine Lehensleute aufbieten: den Grafen von Helfenstein, von Nichelberg, den Herrn von Hohen-Rechberg und viele andere. Und diese schickten wieder an ihre kleinen Lehensträger: die Ritter in Süßen, Altenstadt, Donzdorf, Weissenstein usw. Das war eine umständliche Sache, und manchmal weigerte sich auch ein Lehensträger seine Pflicht zu erfüllen.

Gegenüber diesen gepanzerten Ritterheeren ist nach und nach der zu Fuß kämpfende Heerbann zurückgetreten und zuletzt ganz verschwunden. Es war nicht mehr das Volk in Waffen, sondern der *W e h r s t a n d*, der sein Leben dem Kampfe widmete. Die Ritter wurden in dieser Zeit der angesehenste Stand; und manchem reichen Bauernsohn gefiel sein mühseliger Stand nicht mehr; er schloß sich den Rittern an und wurde selbst ein Ritter.

Wer Ritter werden wollte, mußte häufig zuerst als *E d e l k n a b e* am Hofe eines Fürsten Dienst tun. Da mußte er seine Sitte lernen, bei Tische aufwarten, mit den Frauen höflich und gewandt verkehren, auch sich in den Waffen üben. Alle aber hatten zuerst als *K n a p p e n* zu dienen, ihrem Herrn die Waffen nachzutragen, ihn für den Kampf zu waffnen und für seine Pferde zu sorgen. Endlich ward er vom Kaiser oder von einem andern Fürsten mit einem leichten Schwertschlag über die Schulter zum Ritter geschlagen, mit dem weißen Schwertgurt umgürtet und mit den goldenen, d. h. vergoldeten Sporen geschmückt.

Die *B e w a f f n u n g* der Ritter war weit vollständiger als die des alten Heerbanns. Sie führten die lange Lanze aus Eschenholz mit eiserner Spitze, mit der sie den Gegner vom Pferde zu stoßen suchten; dann das lange Ritterschwert oder statt dessen auch die Streitaxt oder den Streitkolben (auch Schlägel oder Morgenstern genannt); dazu den Dolch. Dann die *S c h u t z b e w a f f n u n g*! Erst trugen sie den Schuppenpanzer; das war ein Wams, auf dem lederne oder eiserne Plättchen wie die Ziegel eines Daches aufeinandergereiht waren. Später

fügte man eiserne Ringe ineinander zu Hosen und Wams; das war der Ketten- oder Ringelpanzer. Er deckte den ganzen Mann; an die Hosen waren Schuhe und an die Ärmel Handschuhe angefügt, und auf dem Rücken hing eine Kapuze aus Eisenringen herunter. Beim Kampf wurde sie über den Kopf gezogen; darauf wurde der große Helm gesetzt, der den ganzen Kopf, auch das Gesicht, deckte; nur zwei Schlitze waren da für die Augen. Am linken Arm trug der Ritter den meist dreieckigen Schild aus Holz, mit Eisen beschlagen. — Noch später machte man den Panzer aus Eisenplatten, kunstreich ineinander gefügt. Auch das Ross pflegte man mit einem ähnlichen Harnisch zu schützen. Was müssen das für gewaltige Tiere gewesen sein, die eine solche Last zu tragen vermochten!

War der Ritter gewaffnet, so konnte ihn niemand erkennen; denn man sah sein Gesicht nicht. Aber Freund und Feind mußte man unterscheiden können. Der Ritter trug daher über der Rüstung einen Überwurf, den Waffenrock; und die Rosse trugen eine ähnliche Decke. Sie war geschmückt mit irgend einem Abzeichen, meist einem Tierbild: einem Löwen, Adler, Eber, Wolf usw. Dasselbe Bild befand sich auf dem Schild, und oben auf dem Helm saß wieder eine besondere Zierat, meist ein Tierkopf. Was führt der im Schild? Das war die Frage, wenn man eines Gegners ansichtig wurde.

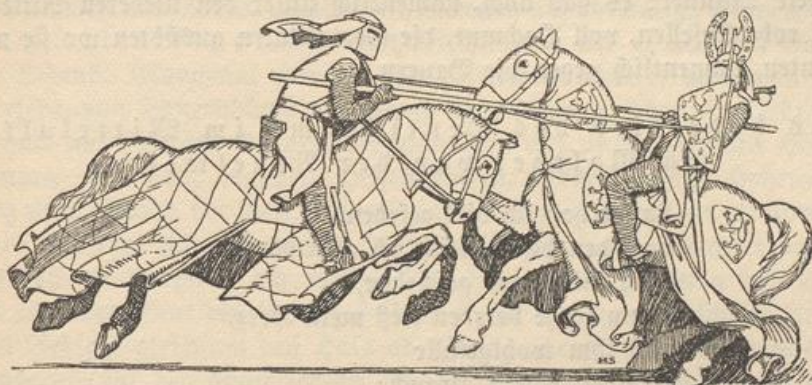
„— Der Hauptmann führt im Schild
Drei Kösslein rot von Gold und einen Eber wild.“

Beides, Helm und Schild mit den Abzeichen, pflegte man auch abzubilden; das war das *Wappen* des Geschlechtes. Vgl. die Wappen an und in Kirchen und Kapellen, an Schlössern und Burgen, auf Grabmälern.

Dem Zweck der beständigen Waffenübung dienten die Waffenspiele der Ritter, *Turniere* genannt. Ein Turnier war ein großes Volksfest, zu dem Tausende aus nah und fern herbeiströmten. Ein großer freier Platz war zu den Übungen mit Schranken abgesperrt. Das Turnier ward eröffnet mit einem Umzug der Ritter. Das mag ein prächtiges Schauspiel gewesen sein: hunderte von Rittern in ihren bunten Waffenröcken, die Lanzen mit flatternden Fähnchen tragend, unter dem Klang der Trompeten einherreiten zu sehen! Dann begannen die Waffenspiele, teils einzeln, teils in Menge. Mit eingelegter Lanze ritten die Ritter aufeinander los und suchten sich aus dem Sattel zu stoßen. Dann ging's an das Massenturnier. Da stürmten zwei Haufen in vollem Rosselauf aufeinander los und suchten sich von den Pferden zu stoßen. Waren die Speere zerbrochen, so griff man zum Schwert und suchte den Gegner

durch Schwertschläge zu betäuben. Ein Turnier war immer eine gefährliche Sache. Manchmal kämpfte man nicht mit stumpfen, sondern mit scharfen Waffen, und immer gab's Verwundete und auch Tote. Aber die Ritter blieben dadurch in steter Waffenübung. Man könnte die Turniere mit den heutigen Manövern vergleichen.

Der rechte Ritter sollte sich auch durch Gottesfurcht, Milde, d. h. Freigebigkeit, Großmut gegen den Besiegten, bereitwillige Hilfe für Arme und Unterdrückte auszeichnen — Tugenden, die man seither als ritterlich bezeichnet. Ferner durch höfliches, gewandtes Benehmen, hauptsächlich gegen die Frauen.



Turnier.

Besonders zeichneten sich die Ritter der Hohenstaufenzeit durch die Pflege der Dichtkunst und Sangeskunst aus. Ritterliche Sänger haben Sagen aus Frankreich und England, von Parzival, vom heiligen Gral, vom König Artus usw. in Verse gebracht. So namentlich Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Andere sangen von der Natur, von der Liebe, vom deutschen Vaterland und seinen Schicksalen; so vor allem Walther von der Vogelweide. Kein Fest gab's, bei dem nicht auch ritterliche Sänger auftraten und ihre Lieder vortrugen. Sie reisten von Fürstenhof zu Fürstenhof, von Ritterburg zu Ritterburg — und überall waren sie willkommen.

Diese Ritter waren zu ihrer Zeit der gebildetste Stand. Aber gebildet nach unseren Begriffen waren sie nicht. Nur wenige Ritter gab's, die lesen und schreiben konnten. Bei einem Dichter wird einmal als große Ausnahme angeführt:

„Ein Ritter so gelehret was,
Daß er in den Buochen las.“

Selbst der bedeutendste unter ihnen, Wolfram von Eschenbach, verstand diese Kunst nicht. Sagt er doch:

„Was an den Buochen steht geschrieben,
Des bin ich künstelos geblieben.“

Er mußte sich seine Gesänge von einem Schreiber aufschreiben lassen. Dagegen hatten sie ihr Gedächtnis so ausgebildet, daß sie nicht bloß kurze Gedichte, sondern Heldengesänge von Tausenden von Versen frei vortragen konnten. — War früher die Bildung allein bei den Geistlichen gewesen, so wurde sie jetzt weltlich und ging mehr und mehr auf die Ritter über. — Natürlich waren nicht alle Ritter feine, vornehme, gebildete Männer; es gab auch, namentlich unter den niederen Rittern, viel rohe Gesellen, voll Hochmut, die Gewalttaten ausübten wo sie nur konnten, namentlich gegen die Bauern.

Das hohe Lied des Deutschtums im Mittelalter
von Walther von der Vogelweide.

Lande hab ich viel gesehen,
nach den besten blickt ich allerwärts:
Übel möge mir geschehen,
wenn ich je bereden ließ mein Herz,
daß ihm wohlgefalle
fremder Lande Brauch:
wenn ich lügen wollte, lohnte es mir auch?
Deutsche Zucht geht über alle.

Von der Elbe bis zum Rhein
und zurück bis her an Ungarland.
Da mögen wohl die Besten sein,
die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
helf mir Gott, so schwör ich, daß sie besser hier
sind als andrer Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
deutsche Frau'n sind engelschön und rein;
töricht, wer sie schelten kann,
anders wahrlich mag es nimmer sein;
Zucht und reine Minne,
wer die sucht und liebt,
komm in unser Land, wo es noch beide gibt;
lebt ich lange nur darinne!

Die Zahl der Ritter war in der Hohenstaufenzeit ungemein groß, so daß kaum ein Dorf war, in dem nicht ein Ritter hauste. Noch finden wir Überreste genug. Nehmen wir nur die Umgebung des Hohenstaufen! Da ist Hohenrechberg und Staufeneck, Helfenstein und Scharfenberg und Ramsberg; da sind die Burgen Nichelberg und Neußenstein, Limburg, Teck, Rauber, Diepoltsburg, Hopfenburg, Sulzburg u. a. Und im Lautertal, das von Münsingen aus gen Süden der Donau zu läuft und bei Untermarchtal ins Donautal einmündet, da ist eine Burgruine an der andern. Und so überall in deutschen Landen, namentlich in der Umgebung größerer Herrnsitze. Wo keine Burgen mehr sind, da weisen noch Namen von Äckern, Waldteilen, Straßen auf ehemalige Burgen hin.

Die *Rittersitze* waren recht verschiedener Art, je nach der Größe des Lehens. Manchmal waren's nur bescheidene Häuser mitten in den Dörfern, von Bauernhäusern kaum zu unterscheiden. Aber die Mehrzahl wohnte auf richtigen Burgen, die man gern auf unzugänglichen Höhen erbaute. So Teck, Rauber, Hohenneuffen, Hohenstaufen, Hohenrechberg usw. Stand der Berg nicht allein, sondern war nur der Vorsprung eines Gebirges mit dem er nach hinten zusammenhing, so war er natürlich von der Bergseite am meisten bedroht, deshalb zog man dort über den schmalen Grat des Gebirges einen tiefen Graben und schnitt damit dem Gebirge gleichsam den Hals ab (Halsgraben). Das war das erste Hindernis für den angreifenden Feind. Manchmal errichtete man auch auf dieser Seite eine mächtig hohe, zwei bis drei Meter dicke Mauer, die wie ein Schild sich dem Feind entgegenstellte: die Schildmauer. (Vergl. Hofen a. N., Verneck, Liebenzell.) Über den Graben führte eine Brücke, die aufgezogen werden konnte: die Zugbrücke. Dann kam man ans Tor, und von da führte eine Mauer rings um die Burg herum. Bei großen Burgen kam man zunächst in einen freien Raum, den Zwinger, oder über einen zweiten Graben. Dann kam erst der Haupteingang mit der zweiten Mauer. Häufig befand sich über dem Tore ein Turm; auf dem Turm war der Türmer, der Ausschau halten und bei Herannahen von Gefahr ein Zeichen mit dem Horn geben mußte. Die Mauer war mit einem Dache bedeckt, an dessen Innenseite auf der Mauer ein Gang herum lief, auf dem man um die ganze Burg herumgehen konnte. Es war der Wehrgang; er konnte mit Bewaffneten besetzt werden, die von hier aus Pfeile auf die Angreifer sandten. Trat man durch das Tor, so war man im inneren Burghof. Da war eine Reihe von Gebäuden: niedere Häuser für die Dienerschaft, unten Pferde- und Viehställe, ein Haus für allerlei friedliche und kriegerische Gerätschaften, vor allem aber ein großes stattliches Haus; das war der *Palas*, in dem der Ritter mit seiner Familie wohnte. Aber das auffallendste Gebäude war bei

vielen Burgen ein sehr hoher Turm, *Bergfried* genannt. Er hatte den Eingang ein paar Meter über dem Boden und war nur vermitteltst einer Leiter zugänglich. Er stand meist an der Stelle, die am meisten bedroht war. Zugleich war er die letzte Zuflucht. War die ganze Burg genommen, so konnten sich die Verteidiger noch in den Turm flüchten, die Leiter hinter sich heraufziehen und solange aushalten, bis von außen Hilfe kam. Meist war er viereckig, manchmal auch fünfeckig; so z. B. der *Bergfried* auf dem *Langhans* bei *Beilstein*, der die Spitze des Fünfecks gegen den Feind kehrt. — In ebenen Gegenden pflegte man die Burgen auf andere Weise zu schützen. Man umgab sie ringsum mit einem tiefen Graben, der mit Wasser gefüllt werden konnte. (*Wasserburgen*.)

Die Masse der festen Plätze war ein Zeichen der inneren Unsicherheit. Die *Kauflust* und *Selbsthilfe* steckte allen Völkern in *Fleisch* und *Blut*. Heute entscheidet bei einem Streitfall das *Gericht*; bei dessen *Spruch* müssen sich die Streitenden beruhigen. Damals war's anders. *Rechtshandel*, namentlich zwischen zwei *Rittern*, wurden oft gar nicht vor *Gericht* ausgemacht; man griff vielmehr zu den *Waffen*. Oder sprach das *Gericht* seinen *Spruch*, so konnte sich der verlierende Teil nicht dabei beruhigen, sondern griff zur *Selbsthilfe*. So gab's überall kleine *Kriege*, *Fehden* genannt. Die *Kaiser* haben streng darauf gehalten, daß der *Landfrieden* gewahrt blieb, aber sie konnten auch nicht überall sein. Darum brauchte man die festen Plätze. Sie sind ein Zeichen davon, wie damals so häufig *Gewalt* vor *Recht* ging. Da ist's heute doch besser.

Im *Gelobten Lande* entstand ein *Rittertum* von besonderer Art, die *geistlichen Ritterorden*, eine Art von bewaffneten *Mönchen*. Sie legten die *Mönchsgelübde* ab und versprachen außerdem noch, das *Heilige Land* gegen die *Ungläubigen* zu beschützen. Sie standen unter einem *Oberen*, dem *Hochmeister*. Die ersten *Ritterorden* waren die *Johanniter* und die *Templer*. Die *Johanniter* sollten auch *franke* und *hilflose Pilger* pflegen. Als in späteren *Jahrhunderten* der *Orden* aufgelöst wurde, hat sich unter *deutschen Adelligen* ein *Verein* gebildet, der sich auch *Johanniterorden* nennt und sich der *Pflege* der *Verwundeten* im *Kriege* widmet (*Johanniter-Krankenhaus* in *Plochingen*). Die *Templer* sollten hauptsächlich die *Stätte* des *Tempels* in *Jerusalem* beschützen. Zu diesen beiden *Orden* gehörten fast bloß *französische* und *italienische Ritter*. *Herzog Friedrich* von *Schwaben* aber, der *Sohn* des *Kaisers Friedrich I.*, stiftete in *Antiochien* beim *dritten Kreuzzug* einen *dritten Orden*, den *Orden der Marienbrüder*, den man aber, weil nur *Deutsche* dazu gehörten, meist den *Deutschorden* nennt. Ein *kluger Hochmeister*, *Hermann* von *Salza*, hat eingesehen, daß der *Orden* an den *Grenzen* des *deutschen Landes* mehr für das

Deutschtum tun könne als im Gelobten Lande. So hat er sich zunächst ins Burzenland im heutigen Siebenbürgen begeben; dort hat der Orden Kronstadt gegründet. Bald darauf ließ er sich vom Papste den Kampf gegen die heidnischen, über der Oder drüben wohnenden Preußen übertragen. So ist der Orden dorthin übersiedelt und hat in langer kriegerischer und friedlicher Arbeit die heidnischen Preußen unterworfen, West- und Ostpreußen, Kurland, Livland, Estland erobert, Städte mit prachtvollen Bauten gegründet (Marienburg), Bauern, Handwerker und Kaufleute angesiedelt. Er gebot zuletzt über ein großes, mächtiges Reich. Die Ritter vom Deutschen Orden trugen als Ordensstracht einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuz. Im 16. Jahrhundert nahm ein Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, die Reformation an und verwandelte seinen Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum. Durch Erbschaft ging später Ostpreußen an Brandenburg über; und die heutigen preussischen Farben Schwarz-Weiß kommen vom Deutschorden her. Der Orden, soweit er nicht zur Reformation übertrat, ist nach Mergentheim übersiedelt; dort nahm jetzt der Hochmeister seinen Sitz.

Nicht lange dauerte die gute Zeit des Rittertums. Nach dem Untergange der Hohenstaufen gab's keine gemeinsamen großen Unternehmungen des Reiches mehr. So brauchte man die Ritter nicht mehr so notwendig wie früher. Ihr Ansehen sank, vielen gebrach's an Beschäftigung und auch an Lebensunterhalt. Meist hatten sie sich ein Herrenleben angewöhnt und das Arbeiten verlernt. So nährten sie sich von Raub und Gewalttat: sie drückten und mißhandelten die Bauern, beraubten die Kaufleute, und niemand war, der ihnen wehrte. So wurden sie eine rechte Landplage. Später sank auch ihre Bedeutung für den Krieg. Ihre Rüstung war nach und nach so schwerfällig geworden, daß sie ihnen ein Hindernis war. Fiel ein Ritter vom Pferde, so konnte er nicht wieder aufstehen, viel weniger zu Pferde steigen. Und wie später in den Kriegen leichtbewaffnetes Fußvolk aufkam, konnten sie nichts mehr ausrichten. Und als vollends die Feuerwaffen aufkamen, fühlten sie sich auch hinter ihren Mauern nicht mehr sicher. So gewöhnten sie sich nach und nach wieder an friedliche Beschäftigung und wurden adelige Gutsbesitzer; manche sind auch einfache Bauern geworden. Die Freiherren und niederen Adelligen von heute sind die Nachkommen der alten Ritter.

Klosterwesen. Dome und Münster.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung kamen manche ernstlichen Christen auf den Gedanken, man müsse sich von der Welt absondern, um der Versuchung nicht ausgesetzt zu sein. Namentlich in

Ägypten haben sich solche Leute in die Wüste zurückgezogen und dort als Einsiedler gelebt. Es war etwas Nichtiges in ihrem Streben. Denn jeder Mensch, der Gott sucht, hat das Bedürfnis, sich dann und wann aus dem Getümmel der Welt zurückzuziehen, in der Stille zu sein und sich zu sammeln. Aber das ganze Leben in Weltabgeschiedenheit zuzubringen war doch eine verkehrte Sache; denn auf diese Weise nahmen sie sich auch die Möglichkeit, ihren Mitmenschen Liebe zu erweisen, und den Versucher nahmen sie doch in sich selber auch in die Wüste hinaus. Aber man hat solche Leute als besonders heilig angesehen. Später sah man ein, daß das doch nicht das Richtige ist. Nun lebte eine größere Anzahl von solchen Leuten in einem Gebäude zusammen und trieb Werke der christlichen Frömmigkeit. Sie durften nicht in die Ehe treten; denn sie sollten keine Familienorgen haben, sondern sich ganz der Sache Gottes widmen können. Sie durften kein eigenes Vermögen haben; ihr Hab und Gut war gemeinsames Eigentum. Außerdem sollten sie dem Vorsteher gehorsam sein. Solche Orte nannte man *Klöster*, d. h. von der Welt abgeschlossene Orte; die Insassen nannte man *Mönche*, d. h. Alleinlebende. Später taten sich auch Frauen so zusammen; die hießen *Nonnen*, d. h. die *Keinen*.

Die Klöster haben sich sehr rasch vermehrt. Ihre Insassen haben sich anfangs hauptsächlich der Heidenbekehrung gewidmet. So hat auch Deutschland das Christentum durch Mönche erhalten, die dann wieder in dem neu gewonnenen Lande neue Klöster gegründet haben. (St. Gallen, Reichenau, Fulda u. a.)

Meist hat irgend ein reicher Mann Grund und Boden zur Erbauung eines Klosters geschenkt; denn Wald und Sdland gab's genug. Da wurden von einem Bischof oder von einem schon bestehenden Kloster aus Mönche zum Bau hingeschickt. Sie hatten zuerst den Platz auszuwählen, den Wald auszuroden oder abzubrennen. Dann ging's an den Bau. Das schönste und größte Gebäude war natürlich die Kirche. Daran schlossen sich im Viereck die Wohnungen der Mönche — die eine Seite des Vierecks bildete die Kirche. Die drei andern Seiten wurden von den übrigen Räumllichkeiten gebildet; in der Mitte befand sich ein Hof, der als Garten angelegt war. Rings um den Hof liefen bedeckte Gänge: der Kreuzgang. Von ihm aus führten die Eingänge zu größeren gemeinsamen Räumen: den Refektorien, d. h. Speisesälen; dem Kapitelsaal, der zu gemeinsamen Beratungen bestimmt war usw. In einem besonderen, aber an die übrigen angebauten Hause war die Wohnung des Vorstehers, des Abtes (Vater). Zum Kloster gehörte eine Menge von Äckern, Wiesen, Weinbergen; denn die Klöster trieben große Landwirtschaft. Das erforderte eine Menge von weiteren Ge-

bäuden: Scheunen, Ställen, Kellern, Mühlen. Auch Handwerksleute brauchte man: Müller, Bäcker, Metzger, Wagner, Schmiede. Ihre Wohnungen und Werkstätten waren ganz in der Nähe des Klosters; und alle Gebäude waren von Mauer und Türmen umschlossen; denn die Zeiten waren unsicher. (Vergl. Maulbronn!)

Eine größere Anzahl von Klöstern, die von einem und demselben Mutterkloster herkamen, schloß sich zusammen. Das nannte man einen *Orden*. Meist benannte sich der Orden nach seinem Stifter oder nach dem Orte des Mutterklosters oder nach seinem Schutzheiligen. Erst waren in Deutschland nur die Benediktiner ansässig, die sich nach dem heiligen Benedikt, dem Gründer und Abt des Klosters in Montecassino in Italien nannten. Nachdem dieser Orden verweltlicht war, wurde er, wie auch die ganze Kirche von dem Kloster Cluny in Burgund aus reformiert. Später trat, vor allem durch die politischen Kämpfe, in die der Orden verwickelt wurde, abermals eine Zeit der Verweltlichung ein. Da wurden in Frankreich mehrere Orden mit überaus strenger Regel gestiftet, die sich auch nach Deutschland verbreiteten: die *Cistercienser* (von Cîteaux), die *Prämonstratenser* (von Premontre) und die *Karthäuser* (von Chartreux). Ihr Leben sollte Andachtsübungen und angestrebter Arbeit, hauptsächlich landwirtschaftlicher Arbeit gewidmet sein. Sie sollten in Nahrung und Kleidung durchaus einfach sein; auch ihre Kirchen sollten nur Bethäuser sein und daher keinen Turm, sondern nur einen Dachreiter haben. Noch später kamen die *Bettelorden* auf. Von dem Spanier Dominicus wurde der Dominikaner-, von dem Italiener Franziskus der Franziskanerorden gestiftet. Sie wollten buchstäblich die Armut Christi nachahmen. Ihre Angehörigen sollten auch nicht durch ihrer Hände Arbeit sich ihr Brot verdienen, sondern nur durch den Bettel. Die Dominikaner haben sich hauptsächlich der Wissenschaft und der Ketzerbekämpfung, die Franziskaner der volkstümlichen Predigt gewidmet.

Wer ins Kloster eintreten wollte, hatte zuerst ein Probejahr abzu-dienen und hieß in dieser Zeit *Novize*. Hatte er das zur Zufriedenheit bestanden, dann wurde er als Mönch aufgenommen und mußte die drei Mönchsgelübde der Armut, der Ehelosigkeit und des Gehorsams ablegen.

Für jedes Kloster gab es eine feste Hausordnung: die *Regel*. Morgens in aller Frühe — schon um drei Uhr — mußten sie aufstehen. Der erste Gang war in die Kirche zum Frühgottesdienst; das wiederholte sich siebenmal am Tag. Dazwischen hinein hatte jeder zu tun, was ihm aufgetragen war je nach seinen Gaben. Schon der Bau des Klosters selbst wurde durch Mönche gemacht. Es gab Baumeister unter ihnen,

die den Plan machten und die Ausführung leiteten, Maler und Bildhauer, die die Kirche ausschmückten. Sie alle stellten ihre Kunst in den Dienst des Klosters. Und jeder Abt arbeitete an der Vergrößerung und Verschönerung seines Klosters.

Anderer Mönche waren *Gelerte*, wohl kundig der alten Sprachen, hauptsächlich der lateinischen. Sie waren als Lehrer oder Schriftsteller tätig. Denn bei jedem Kloster befand sich eine *Schule*. Darin wurden die unterrichtet, die von Kind auf zu Mönchen bestimmt waren oder die, die Weltgeistliche werden sollten; auch vornehme Leute haben oft ihre Kinder den Klosterschulen anvertraut. Daneben waren Schreiber, die die Bücher abzuschreiben hatten. Sie schrieben sehr schön und pflegten die Anfangsbuchstaben mit schönen Bildchen und leuchtenden Farben zu verzieren. Die Bibel, die Schriften der Kirchenväter, aber auch die Schriften der alten lateinischen und griechischen Schriftsteller wurden auf diese Weise vervielfältigt. Ohne die Klöster wären sie nicht auf uns gekommen. Die Klöster waren lange Zeit die einzigen *Stätten der Wissenschaft*.

Die Klostergüter wurden von den Mönchen musterhaft bewirtschaftet. *Obstbau* und *Beredlung des Obstes*, namentlich aber auch *Weinbau* haben sie getrieben. Lag ein Kloster in einer Gegend, in der kein Weinbau getrieben werden konnte, so war es darauf aus, in einer Wein-
 gegend sich Grundbesitz zu erwerben und Weinberge anzulegen; diese wurden dann von einem Pflughof aus bewirtschaftet. Auch pflegte man künstliche Teiche anzulegen und *Fischzucht* zu treiben; denn für die Fastenzeit war den Mönchen an Fischen besonders viel gelegen.

Endlich wurden auch *Werke der Nächstenliebe* in den Klöstern getrieben. Kranke suchten dort ihre Hilfe; denn die Mönche verstanden sich auf die Heilkunde, und im Klostergarten wurden allerlei Heilkräuter gezogen und in der Apotheke zu Arzneien und Salben verarbeitet. Auch der Armen nahmen sich die Mönche an und spendeten ihnen Essen und Trinken und Kleidung.

Die Klöster waren damals recht heilsame Anstalten; ein gut Teil seiner Frömmigkeit und Bildung hatte das deutsche Volk im Mittelalter den Klöstern zu verdanken. Darum hat man sie auch überall sehr geschätzt. Fürsten und vornehme Herren haben ihren Besitz gemehrt; und die Klöster waren selbst darauf aus ihren Besitz zu vergrößern. Aber darin lag eine große Gefahr. Arm sollte der einzelne Mönch sein; aber reich wurde das Kloster. Der Reichtum der Zeit bestand aber nicht in barem Gelde, sondern in Grundbesitz. So reichten sie einen Acker, einen Wald an den andern. Es gab Klöster, deren Grundbesitz 40 000 Hektar und mehr zählte. Das konnte das Kloster nicht allein bewirtschaften.

Auf viele Güter setzte daher der Abt seine Verwalter oder Maier (Klostermaier). Oder er siedelte Leute an, denen er Güter zu Lehen gab; das waren Hörige des Klosters. Es gab Klöster, in deren Nähe keine freien Bauern mehr bestehen konnten; alles zog das Kloster an sich.

Durch die ganze Geschichte des Klosterwesens zieht sich die große Gefahr des Reichwerdens hindurch. Als die Benediktiner reich und üppig wurden, da wurden die Cisterzienser, Prämonstratenser, Karthäuser gegründet mit dem Zwange zur Arbeit und zu einfachster Lebensweise. Aber nicht lange, da wurden auch sie reich und üppig und bequem. Von dem Abte des Klosters Salem am Bodensee wird erzählt: wenn er nach Wien gereist sei — und wie langsam ging damals das Reisen! — so habe er nachts immer auf seinem eigenen Grund und Boden übernachtet können; so groß und weitausgedehnt war der Grundbesitz. — Und endlich entstanden die Bettelorden. Allein obgleich sie die Armut Christi aufs strengste einhalten wollten, so sind doch auch sie mit der Zeit überaus reich geworden. Das war nicht gut. Je reicher die Klöster wurden, um so mehr lockerte sich die strenge Zucht; ein bequemes Leben mit gut Essen und Trinken war vielen die Hauptsache. Die Zahl der Klöster war außerordentlich gewachsen; Wissenschaft und Kunst gingen gegen Ende des Mittelalters in andere Hände über — so blieb ihnen sehr wenig zu tun übrig. Sie verweltlichten und wurden zu einem Schaden auch fürs Volk. —

Die Kirchen, die zu den Klöstern gehörten, pflegte man Münster zu nennen (Münster = Kloster). Daher erhielten auch manche Orte, in denen sich Klosterkirchen befanden, den Namen Münster. Und da diese Kirchen meist sehr schön und kunstreich waren, so nannte man später auch andere besonders schöne Kirchen *M ü n s t e r*. Auch *D o m* (= Haus, nämlich Haus Gottes) wurden solche Kirchen genannt. Das Mittelalter war eine Zeit großer Frömmigkeit, und die Leute gedachten Gott besonders auch dadurch zu ehren, daß sie recht große, schöne, prachtvolle Kirchen bauten. Man unterschied in den Kirchen den *C h o r*, d. h. die Kirche für die Geistlichen, und das *S c h i f f*, die Kirche für die Laien. Der Chor war der schönste Teil der Kirche, oft viele Stufen höher als das Schiff. Erst baute man Fenster und Türen mit runden Bogen, den Chor gewölbt, das Schiff, das bei großen Kirchen auf jeder Seite noch ein niederes Seitenschiff hatte, mit flacher Decke. Hauptschiff und Seitenschiffe waren durch starke Säulen, auf denen die Wände des Hauptschiffes ruhten, voneinander getrennt. Die Häupter oder Kapitelle der Säulen sind aus dem Würfel heraus entstanden und mit einfachen Verzierungen versehen. Hohe starke Türme gehörten dazu mit durch Säulen geteilten Doppelfenstern. Unter dem erhöhten Chor befand sich häufig

noch eine Unterkirche, die *Krypta*. — Diese Bauweise nennt man den *romanischen Stil*. Die großartigste romanische Kirche haben die fränkischen Kaiser Konrad II., Heinrich III. und IV. bauen lassen: den Dom zu Speier. Da sind ferner die Dome zu Mainz und Worms und die Klosterkirche zu Maria Laach, sowie die St. Michaeliskirche zu Hildesheim. In Württemberg ist das großartigste Denkmal des romanischen Stils die Stiftskirche zu Ellwangen; daneben eine große Zahl von Kloster- und Pfarrkirchen: Alpirsbach, Denkendorf, Oberstenfeld, Brenz usw.

Vom 13. Jahrhundert an kam eine andere Bauweise auf, die man den *gotischen Stil* nennt. Da baute man außerordentlich hohe und breite Fenster und Tore, die nach oben in spitzem Bogen zusammenliefen; die Fenster meist mit wunderbarer Glasmalerei und mit Steinhauerarbeit herrlich geschmückt. Häufig sind Chor und Schiffe im Spitzbogen gewölbt, sehr hoch, von schlanken Säulen und Säulenbündeln getragen, außen die Mauer gegen den Gewölbedruck durch Stützpfiler verstärkt. Chor und Schiff sind oft im Innern durch ein Gitter oder auch eine Mauer mit schönen Toreingängen, den Lettner, voneinander geschieden, der Chor sehr groß und hoch. Ganz besondere Kunst haben die Baumeister auf die *Türme* verwendet, die vielfach wundersam durchbrochen, mit feinsten Steinhauerarbeit versehen, gen Himmel ragen. Solche gotischen Dome oder Münster sind der Dom zu Köln, die Münster zu Straßburg und Freiburg, in Württemberg das Münster zu Ulm, die Frauenkirche in Eßlingen, die Heiligkreuzkirche in Ömünd u. a.

Die Meister, die sie bauten, waren keine studierten Baumeister, sondern einfache Steinmezen, also Handwerker; wir können uns nicht genug wundern über die große Kunst dieser einfachen Männer. Die Geheimnisse der Baukunst erbten sich fort vom Vater auf den Sohn; und so finden wir in dieser Zeit Baumeisterfamilien: die Enfinger von Ulm, die Veblinger von Eßlingen, die Koritzer von Regensburg und die Parler von Ömünd. Diese Baumeisterfamilien sind im ganzen Süden Deutschlands tätig gewesen; die Parler haben in Böhmen großartige Bauten erstellt.

Auch innen wurden die Kirchen herrlich geschmückt mit Wand- und Glasgemälden, mit Stein- und Holzbildhauerarbeit. Im Chor stand der Hochaltar samt den Chorstühlen, an denen die Holzbildhauer ihre größte Kunst zeigten; die bekanntesten unter ihnen sind Tilman Riemenschneider in Würzburg (Altar der Herrgottskirche in Ereglingen) und Jörg Syrlin Vater und Sohn in Ulm (Chorgestühl im Ulmer Münster und Hochaltar in Blaubeuren). Häufig stand auch im Chor ein wunderschönes Sakramentshäuschen, in dem die geweihte Hostie aufbewahrt wurde (Sakramentshäuschen von Adam Kraft in der Lorenzer Kirche

in Nürnberg). In den Seitenschiffen standen Seitenaltäre, deren jeder einem bestimmten Heiligen geweiht war. Bei den Gottesdiensten trat die zahlreiche Geistlichkeit in prachtvollen Gewändern auf, Musik und Chorgesänge erschallten. Große Feste wie z. B. das Fronleichnamsfest wurden mit festlichen Umzügen und großem Gepränge gefeiert. Das alles zieht natürlich die Menge außerordentlich an. Die große Gefahr war aber, daß das ganze Christentum etwas Äußerliches blieb. Und manche Männer haben schon im Mittelalter diese Gefahr erkannt und sind dagegen aufgetreten.

Städte. Zunftwesen. Hanse.

Wie wir gehört haben, stammen die ersten Städte auf deutschem Boden von den Römern. Die alten Deutschen selbst hatten kein Bedürfnis nach Städten. Gewerbe brauchte der alte Deutsche kaum; denn er fertigte beinahe alles selbst an. Er baute sein Haus von dem Holz, das ihm der Wald lieferte. Die Stoffe, in die er sich kleidete, spann und wob seine Frau, und das Leder und den Pelz holte er sich auf der Jagd. Er und seine Frau waren auch ihre eigenen Schneider und Schuhmacher. Nur e i n e n Handwerker benötigte er: den Schmied; später auch noch den Wagner und den Töpfer. Auch dem Händler gab er nicht viel zu verdienen. Salz und Schmuckstücke waren in alter Zeit die einzigen Bedürfnisse, die ihm wandernde Händler zutrug. So war damals wirklich kein Bedürfnis nach Städten, zumal da unsere Vorfahren das Leben in der freien Natur so sehr liebten. Die Römerstädte aber zerfielen in den Stürmen der Völkerwanderung.

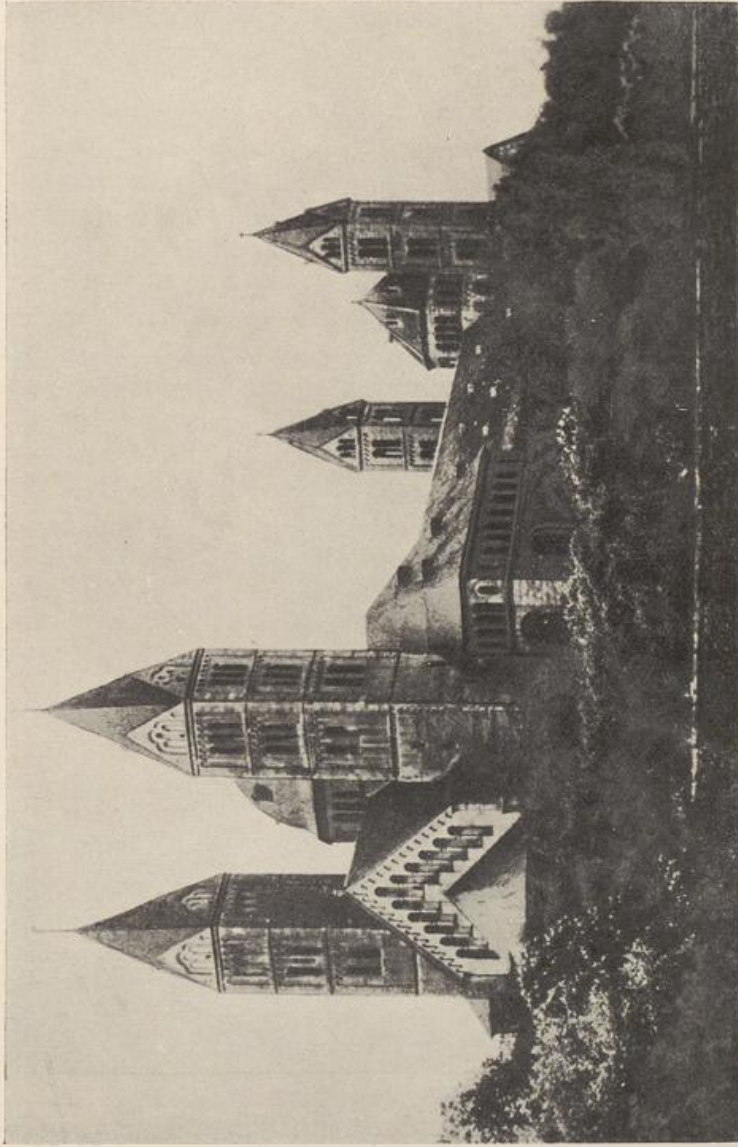
Aber die Zeiten wurden anders. Der deutsche Bauer lernte seinen Acker besser ausnützen, so daß mehr darauf wuchs, als er selbst brauchte. Das wollte er verkaufen. Nach und nach hatte er selbst auch größere Bedürfnisse und hätte gern bessere und schönere Kleider, Schuhe, Haus und Hof, Werkzeuge und Waffen gehabt, als er sie selbst herzustellen vermochte. So entstand das Bedürfnis nach Gewerbe und Handel.

Da genügte der reisende Händler, der von Haus zu Haus zog, nicht mehr; man brauchte bestimmte Orte, an denen zu gewissen Zeiten die Händler und Gewerbetreibenden zusammenkamen und ihre Waren feilboten. So entstanden die M ä r k t e. Solche wurden abgehalten an Orten, an denen viel Verkehr war: also an Flußübergängen, Straßenkreuzungen, Wallfahrtsplätzen, Klöstern, Bischofsitzen, Pfalzen, Grenzburgen usw. Erst hatte nur der König das Recht Märkte einzurichten und ihre Einkünfte zu genießen; denn mit dem Markte war meist eine Münzstätte verbunden, auch hatten die Händler Zölle und Abgaben zu entrichten, die alle dem Marktherren gehörten. Dafür sorgte dieser für

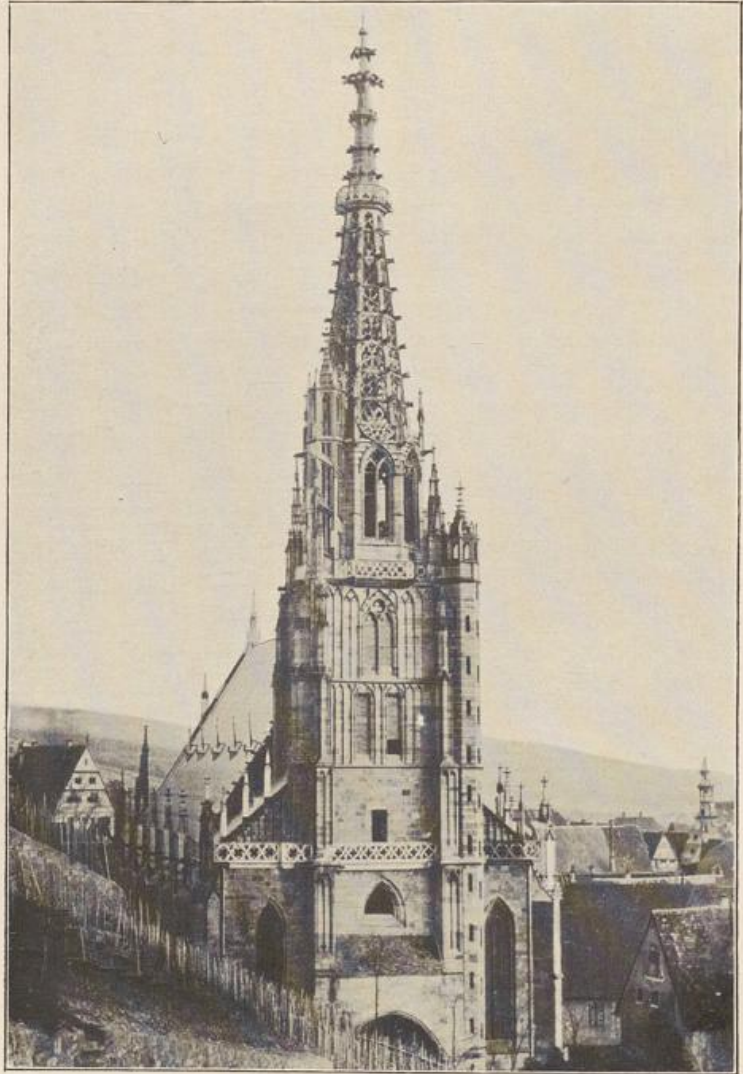
den Marktfrieden; wer zum Markte reiste und auf dem Markt seine Waren feilbot, stand unter königlichem Schutz, und schwere Strafe traf den, der den Marktfrieden störte. Das Zeichen des königlichen Schutzes war anfangs nur ein Strohwiß, später ein Kreuz oder eine Fahne, besonders aber auch die steinernen Rolande, die man in norddeutschen Städten so häufig sieht. Später wurden Märkte auch von den Landesherren eingerichtet.

Wurde der Markt an einem schon bewohnten Plage eingerichtet — einem Kloster, Bischofsitz usw. — so legte man ihn etwas abseits von den bisherigen Wohnplätzen an. Nur Kaufleute und Handwerker durften sich da niederlassen. Darum hat man anfangs auch dem Markttorte keine Ackerflur, sondern nur eine Gemeinweide und einen Gemeinwald zugemessen. Später sind dann auch angrenzende Höfe oder Dörfer dem Markttorte einverleibt worden, und so kam auch eine bauerliche Bevölkerung herein. Man umgab dann das Ganze mit einer Mauer, und so war aus dem Markttort die Stadt geworden. Je günstiger die Lage eines Marktes war, um so schneller vollzog sich die Umwandlung zur Stadt. Die günstigste Lage hatten meist die *B i s c h o f s s i t z e*. In ihren Gotteshäusern strömten zuzeiten große Volksmassen zusammen. Da entwickelte sich in der Nähe der Kirchen ein reger Handelsverkehr. Die Buden der Verkäufer waren auf dem Plage um die Kirche aufgeschlagen. Kamen die Leute aus der Messe, dem Frühgottesdienst, heraus, so konnten sie sofort ihre Einkäufe machen; so hat man den Markt auch *M e s s e* genannt. — Ähnlich war's in Orten mit *Königs- oder Grafenpfälzen* und in *Klosterplätzen*. An solchen Orten hatten sich schon von Anfang an zahlreiche Handwerker und Dienstleute, die beim Bau beschäftigt waren, niedergelassen; sie fanden dort weitere Arbeit und weiteren Verdienst. Das Marktrecht gesellte sich dazu, und aus der Pfalz ward eine *Stadt*.

Schon in der Zeit der Karolinger begannen die Städte im alten Frankenreiche sich zu mehren. Unter Heinrich I. entstanden sie auch im Sachsenlande aus festen Plätzen, die der König zum Schutze gegen die Ungarn angelegt hatte. Denn eine Stadt war nicht bloß *Markttort*: sie war zugleich auch Burg oder Festung. Daher hießen ihre Bewohner *Bürger*. Sie gewährte in unruhigen Zeiten den Bewohnern einen zuverlässigen Schutz. Zuerst waren's nur Erdwälle, von Palisaden gekrönt; später baute man richtige Mauern rings um die Stadt und vor der Mauer einen tiefen Graben. Wer in die Stadt zog, wurde dadurch von mancherlei Lasten frei, die er draußen hatte tragen müssen. Wir haben gehört, wie die alte Bauernfreiheit mehr und mehr verloren ging, wie selten mehr ein Bauerngut da war, auf dem nicht Lasten und Dienst-



Der Kaiserdom zu Speyer
(Romanischer Baustil)



Die Frauenkirche in Eßlingen
(Gotischer Baustil)

barkeiten an den Grundherrn ruhten, so daß der Inhaber ein Lehensmann oder gar ein Höriger wurde. Zog aber der Sohn eines solchen Hörigen in die Stadt, so ward er aller dieser Lasten ledig; aus dem Hörigen wurde ein Freier. Wir können uns denken, daß dadurch viele vom Lande in die Stadt getrieben wurden. Wohl hatte er auch in der Stadt seine Pflichten. So war jeder Stadtbewohner verpflichtet, im Kriegsfall die Stadt zu verteidigen und mit den übrigen Bürgern auf dem Wehrgang zu stehen. Aber „Stadtlust macht frei“ — dieses Wort blieb trotzdem wahr.

Die Bewohner der Stadt setzten sich nach und nach aus drei Klassen zusammen: in den hohen Giebelhäusern und burgartigen Steinhäusern wohnten die großen Handelsherren, die ihre Frachtwagen unter kriegerischer Bedeckung nach fernen Ländern fahren ließen oder in den Seestädten ihre Schiffe auf die Ost- und Nordsee sandten; sie brachten die Erzeugnisse ferner Länder, von Italien oder später gar vom Morgenlande, von Rußland, Schweden, Norwegen und England, und führten dagegen ihre deutschen Waren dorthin. Das waren die Reichsten und Angesehensten; man nannte sie die Geschlechter oder Patrizier. Wie viele Kirchen in den alten Reichsstädten sind heute noch mit den Totenschildern dieser alten Geschlechter geschmückt: so in Ulm, Heilbronn, Eßlingen, Hall u. a. Ihre Angehörigen trugen häufig den Rittergürtel und waren im Kampf die Anführer. — Daneben wohnten in den kleineren Häusern die Handwerker. Sie waren in Zünften zusammengeschlossen. Die Zunft aber hatte ihre genauen Regeln und Gesetze. Sie bestimmte z. B., wieviel Meister von jedem Handwerk in der Stadt sein dürfen. Jeder hatte wie heute als Lehrling anzufangen, wurde durch ein Gesellenstück Geselle und ging dann auf die Wanderschaft, oft durch das ganze Reich oder darüber hinaus. Kam er in eine fremde Stadt, so sprach er zuerst im Zunfthaus vor, grüßte mit einem Gruß, der genau vorgeschrieben war, und bat um Arbeit. War er lange genug gewandert, so konnte er irgendwo sich als Meister niederlassen. Zuvor aber mußte er ein Meisterstück machen; fand das Gnade in den Augen der Zunftmeister, so ließ man ihn wohl als Meister zu. Jede Zunft hatte ihr Zunfthaus. Darin war die Herberge und das Versammlungszimmer mit den Schriften der Zunft. Die Gasse, in der das Zunfthaus stand, führte häufig ihren Namen von der Zunft (Webergasse, Rüstergasse, Schmiedgasse usw.). Das Zunftwesen trug viel zum Gedeihen des Handwerks bei. Schon daß die Zahl der Meister beschränkt war, wirkte wohlthätig. Sind z. B. in einer Stadt recht viele Schreiner, so muß jeder darauf aus sein, daß er möglichst viele Kunden bekommt. Das sucht er dadurch zu erreichen, daß er seine Ware billiger liefert

als die andern; billiger ist aber meist auch schlechter. Das wollten die Zünfte verhindern. Deshalb setzten sie genau die Zahl der Meister fest und ließen nicht zu, daß einer Meister wurde, der nicht sein Handwerk aufs beste verstand. Dafür aber, daß die Kunden nicht überfordert wurden, sorgte der Rat. Das Handwerk gedieh unter den Zünften zu hoher Blüte. Denken wir nur an die wunderbaren Bauwerke der Steinmetzen, die prächtigen Schränke der Schreiner, die künstlichen Schlösser und Schlüssel der Schlosser aus jener Zeit! Denn der Handwerker war darauf aus, seine Arbeit nicht bloß gut und brauchbar, sondern vor allem auch schön zu machen. In den großen alten Reichsstädten Ulm, Nürnberg, Rothenburg, Augsburg ist noch eine Menge von Erzeugnissen des alten Handwerks zu sehen. Aus ganz einfachen und bescheidenen Anfängen hat sich der deutsche Handwerker durch seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit bis zum Beginn der Neuzeit zu einem wirklichen Künstler herausgearbeitet, der seine Ehre darein setzte, etwas wirklich Schönes herzustellen und wenn er jahrelang daran arbeiten mußte. So hat der einfache Rotgießmeister Peter Vischer in Nürnberg elf Jahre lang mit seinen Söhnen an dem Sebaldusgrab gearbeitet, das bis auf den heutigen Tag ein vielbewundertes Schmuck der Sebalduskirche ist.

Und neben den Geschlechtern und den Zünften standen die, die als Hörige in die Stadt gezogen waren und *Ackerbau und Viehzucht* trieben. Denn solange die städtische Bevölkerung noch gering war, befanden sich innerhalb des Mauerrings nicht bloß Gärten, sondern auch Äcker, und mehr und mehr pflegte auch der bäuerliche Teil der Bevölkerung sich außerhalb der Mauer Grundbesitz zu erwerben. Aber ein solcher konnte im Laufe der Zeit sich herausarbeiten und in den Handwerkerstand eintreten.

Daneben standen die *Geistlichen*. Ihre Zahl war groß; denn in den meisten Städten befanden sich auch mehrere Klöster mit zahlreichen Insassen. Ihr Ansehen war lange Zeit sehr groß, bis es im 15. und 16. Jahrhundert gewaltig sank. — Und endlich gab es in den Städten auch nicht wenig *Juden*. Sie trieben Handel, vor allem Geldgeschäfte, mußten aber viel leiden. Sie durften nur in einer bestimmten Gasse der Stadt, der Judengasse, wohnen.

Im 12. und 13. Jahrhundert hat sich die Zahl der Städte ganz gewaltig gemehrt, wie überhaupt in dieser Zeit die Bevölkerung sehr stark gewachsen ist. Vom Tode Heinrichs VI. an bis auf Rudolf von Habsburg, also innerhalb 70 bis 80 Jahren, sind nicht weniger als 400 neue Städte entstanden: teils lagen sie auf dem Gebiete des bisherigen Deutschlands links der Elbe, teils sind sie im Osten der Elbe entstanden durch die Besiedlung des Ostens, von der wir noch mehr hören werden.

Eine alte Stadt bot schon von außen einen großartigen Anblick. Man erblickte von weitem die Menge der Türme an Mauern und Toren, dazu die Türme der zahlreichen Kirchen und Kapellen. Oft waren es deren 50—60. Wie großartig stellt sich jetzt noch das Bild der Stadt Rothenburg ob der Tauber dar, wenn man sich ihr vom württembergischen Gebiete aus nähert! Rings um die Stadt lief ein breiter und tiefer Graben, mit Wasser gefüllt. Dann kam die Mauer und häufig innerhalb der Stadt noch ein zweiter Graben mit Mauer. Die Stadttore wurden nachts geschlossen; man konnte ein Fallgatter herunterlassen und schloß die Torflügel zu. Lag die Stadt im Tal, so wurden meist diejenigen Höhen, die am nächsten lagen, besonders befestigt und durch eine Anschlußmauer, Schenkelmauer genannt, mit der Stadt verbunden (so z. B. in Eßlingen). Rings um die Stadtmauer herum lief auf der Innenseite der Wehrgang, auf dem die Verteidiger standen und erst mit Pfeil und Bogen, später mit Wallbüchsen und Gewehren durch die Schießlöcher hindurch den Feind abwehrten. Wie lebhaft können wir uns in jene Zeiten zurückversetzen in solchen Städten, in denen die ganze mittelalterliche Befestigung erhalten ist: so in Nürnberg, Rothenburg o. d. T., Nördlingen, Reichenweier i. Els., im Norden Braunschweig, Hildesheim u. a.

Könnten wir uns in das Innere einer solchen Stadt hineinversetzen, so würden wir allerdings außerordentlich vieles vermessen, was für eine Stadt jetzt selbstverständlich ist. Vor allem Ordnung und Sauberkeit in den Straßen. Zwischen äußerer und innerer Mauer befanden sich meist Gärten und Äcker. Damit hing zusammen, daß in den Städten auch viel Vieh gehalten wurde, daß das Vieh, vor allem auch die Schweine, frei in den Straßen herumlief, und daß Dungstätten sich mitten in der Stadt und an den Straßen bemerkbar machten. Und in den Straßen kein Pflaster und kein Bürgersteig. Da war oft ein entsetzlicher Schmutz; denn der Grund trocknete in den engen Gassen nicht so rasch wie im Freien. Als einmal im 15. Jahrhundert der deutsche Kaiser Friedrich III. die Stadt Tuttlingen besuchen wollte, rieten ihm die Bürger dringend ab wegen des schlechten Zustandes ihrer Straßen. Als er trotzdem kam, versank sein Pferd bis an die Oberschenkel im Schmutz. Ähnlich ging's ihm in Reutlingen. Von nächtlicher Straßenbeleuchtung war keine Rede. Es war schon ein großer Fortschritt, als man da und dort Pechfackeln anzündete; aber meist mußte jeder Bürger, der nachts ausging, seine Laterne mitnehmen.

Trotzdem bot die Stadt auch viel Schönes. Vor allem hielten die Bürger viel auf ihre Kirchen. Jede Stadt hatte deren mehrere, dazu die Klosterkirchen und eine ganze Anzahl von Kapellen. Und als den Städ-

ten das Recht eingeräumt wurde, die Pfarrstellen selbst zu besetzen, suchte eine Stadt die andere an prächtigen Kirchenbauten zu übertreffen. Die Eßlinger kränkte es lange, daß die Pfarrstellen an der Stadtkirche von dem Bischof von Speier besetzt wurden. Deshalb erbauten sie die Frauentirche, ein Kleinod gotischer Baukunst.

Daneben verwendeten sie viel Kunst auf ihre *Rathäuser*. Namentlich die norddeutschen Städte zeigen uns noch aus dieser Zeit sehr schöne und großartige Rathäuser; so Braunschweig, Halberstadt, Hildesheim, Lemgo, Bremen, Lübeck, Münster i. W., Tangermünde, Danzig u. a. Dazu im Süden Ulm, Heilsbronn, Lindau, Nürnberg, Augsburg, Rothenburg, Würzburg u. a. Die Bürgerhäuser, vor allem die der reicheren Bürger, wurden mit der Zeit auch recht stattlich: nicht eins dem andern gleich; sondern jedes hatte seine besondere Eigenart und seinen besondern Schmuck. Da war's ein schöner Erker, dort eine Bildsäule; da ein schönes Wandgemälde, dort ein sinniger Spruch über der Haustüre; die Türen mit schönem schmiedeisernem Beschlag versehen. Die Häuser der reichen Kaufherren waren häufig vierflügelig und hatten in der Mitte einen Hof; jedes Stockwerk trug eine Galerie. Dergleichen prachtvolle Bürgerhäuser kann man namentlich in Nürnberg und Augsburg sehen.

Man hat in alten Zeiten Straßen und Gassen genau unterschieden: Straßen die großen Verkehrswege, die durch die Stadt hindurchführten und sie mit andern Städten und Ländern verbanden; Gassen die Wege für den Verkehr innerhalb der Stadt. Die Straßen waren breit, die Gassen eng. Denn innerhalb der Mauer war der Raum eng; so mußte man am Raum für die Gassen sparen; und da man mit den Häusern nicht in die Breite gehen konnte, so ging man um so mehr in die Höhe; ja man ließ, um Raum zu gewinnen, das erste Stockwerk über das Erdgeschoss vorspringen, das zweite Stockwerk über das erste, das dritte über das zweite usw. So rückten oben im Dachstock die Häuser sehr nahe aufeinander. Da mußte die Stadtobrigkeit anordnen, daß oben die Häuser nicht mehr als auf Speeresbreite einander genähert werden dürfen (etwa drei Meter). Dergleichen Häuser sieht man noch genug in den alten Theilen unserer Städte. — Hausnummern gab's nicht. Aber die Häuser trugen irgend ein Zeichen, meist ein gemaltes oder ein Steinbild. So gab's das Haus „zum Wolf, zum Fuchs, zum Adler, zur Rose“ usw. Diese Zeichen sind nur noch bei den Wirtshäusern geblieben.

Die Städte hatten ursprünglich alle einen Herrn über sich, der sie regierte, Gericht hielt, Steuern erhob, die Stadt verwaltete; bald war's ein Bischof, bald ein weltlicher Herr. Aber wie die Städte groß und reich wurden, strebten sie darnach, sich von diesen Herren loszumachen und sich selbst zu regieren. Die fränkischen und staufischen Kaiser willfahrten

oft ihrem Wunsche; denn die Städte hatten ihnen oft Treue bewiesen in schweren Zeiten, wenn die Fürsten untreu gewesen waren. Auch war bei den Städten am meisten Geld zu finden, und das war für die Kaiser viel wert. So machten sie viele Städte frei von den Stadtherren; diese hatten hinfort niemand mehr über sich als den Kaiser. Das waren die freien Reichsstädte. Sie blühten auf unter der Selbstregierung und erwarben meist noch ein großes Landgebiet dazu, so daß zu mancher Reichsstadt eine Menge von Dörfern gehörte. Die mächtigste Reichsstadt im jetzigen Württemberg war Ulm; sonst in Oberdeutschland vor allem Nürnberg, Augsburg, Rothenburg. Um das reichsstädtische Gebiet zog man häufig einen Graben oder auch eine Hege, Landgraben, Landhag, Landwehr genannt; da und dort stand auch ein Wartturm. So der Landgraben bei Heilbronn, der Landturm an der Grenze des hällischen und wieder an der Grenze des rothenburgischen Gebietes. Das ganze Gebiet von Blaufelden bis Rothenburg heißt deshalb heute noch die Rothenburger Landwehr.

Eine Reichsstadt war ein wohleingerichteter kleiner Staat. An der Spitze stand zuerst als eigentlicher Regent der Vogt des Kaisers. Später erhielten die Städte mehr Freiheit und regierten sich selbst durch einen Rat von etwa zwölf Mitgliedern mit einem Bürgermeister und einem Schultheiß an der Spitze; der erste hatte die verwaltende, der zweite die richterliche Tätigkeit. Die Stadt hatte eigenes Gericht, eigene Steuern, eigene Münze, eigenen Zoll und eigene Wehrmacht. In großen Reichsstädten wie Nürnberg hatte der Kaiser einen besonderen Beamten, den Burggrafen, der die kaiserlichen Hoheitsrechte wahrzunehmen hatte; in kleineren Städten wurde ein benachbarter Fürst als Schutzvogt damit beauftragt: in Eßlingen z. B. der Graf von Württemberg. Häufig trachteten aber diese Schutzvögte darnach, mehr und mehr sich wieder der Stadt zu bemächtigen. — Der Rat wurde lange Zeit nur aus den Geschlechtern, also dem Stadtadel genommen. Als aber das Handwerk emporkam und die Zünfte angesehen und reich wurden, strebten sie auch hinein in den Rat. Sie haben es, manchmal erst nach schweren Kämpfen, auch durchgesetzt, daß sie an der Stadtregierung Anteil bekamen: im Süden früher als im Norden. — Auch denjenigen Städten, die nicht freie Reichsstädte waren, sondern unter einem Landesherrn standen wie z. B. Stuttgart, München u. a., mußten ihre Herren nach und nach mehr Freiheit und Selbstregierung einräumen.

Mehr und mehr errangen die Städte eine große Bedeutung innerhalb des Reiches durch ihren Reichtum, ihre Handelsverbindungen nach dem Auslande, ihre Bildung. Aber ein Stand, der heraufkommt, hat immer schwer zu kämpfen mit dem Stand, der bisher oben gewesen ist. So

ging's den Städten auch. Von den Stadtherren, den geistlichen und weltlichen Fürsten, hatten sie sich losgerissen; kein Wunder, daß sie im Gegensatz zu ihnen standen. Der ritterliche Adel vollends war nach der Hohenstaufenzeit sehr heruntergekommen, an Ansehen und an Vermögen. Er war neidisch auf den Reichtum der Städte und suchte sie, wo er nur konnte, zu schädigen, namentlich durch Veraubung der reisenden Kaufleute. Und ihre Stellung im Reiche entsprach gar nicht ihrer Bedeutung. Sie hatten z. B. in die Königswahl gar nichts hineinzureden. Die Kaiser haben lange Zeit ihre Bedeutung nicht erkannt, während sie sich doch auf die Städte hätten stützen können. So sahen sich die Städte auf Selbsthilfe durch Zusammenschluß und **B ü n d n i s s e** angewiesen. Schon am Ende der Hohenstaufenzeit bildete sich der **r h e i n i s c h e S t ä d t e b u n d**; später der **s c h w ä b i s c h e S t ä d t e b u n d**; der bedeutendste aber war die **H a n s e**.

Die Städte haben auch **S c h u l e n** gegründet. Es waren keine Volksschulen, sondern lateinische Schulen. Aber es waren gute Anstalten, und die Bürger hielten darauf, daß ihre Kinder etwas Rechtes lernten. So wurden in späterer Zeit die Städte und ihre Bürger die eigentlichen Träger der Bildung. (Erst die Geistlichen, dann die Ritter, endlich die Bürger.)

Im Osten, über Elbe und Oder drüben, waren vom 12. Jahrhundert ab von deutschen Ansiedlern viele deutsche Städte gegründet worden; und zuletzt hat der Deutschorden bis über die Weichsel, ja die Memel und Düna hinüber eine große Zahl bedeutender Städte gegründet, die rasch aufblühten. Im 12. und 13. Jahrhundert schlossen sich alle deutschen Städte von den niederländischen und flandrischen an bis hinüber an die Ostsee und den finischen Meerbusen zusammen zu einem großen Bündnis: **d e r H a n s e**. Hunderte von Städten gehörten dazu. Am Rhein war die bedeutendste Köln, an der Ostsee Lübeck, das an die Spitze des ganzen Bundes als Königin der Hanse trat. Die Hanse ist gegründet worden für den Handel, hauptsächlich den Seehandel. Denn damals waren die Deutschen die tüchtigsten Seefahrer, während die Engländer noch ein Bauernvolk gewesen sind. Der ganze Handel in Nord- und Ostsee kam bald in die Hand der Hanse. Ihre Handlungshäuser standen in den Städten der nordischen Länder, vor allem auch den Städten Englands. Die Hanse hatte in London ihre Niederlassung, den **Stahlhof**, und die Kaufmannsgilde ihr Versammlungshaus, die **Gildhalle**. In den hansischen Städten rechnete man nach **S c h i l l i n g e n** (= schallende Münze), von denen zwanzig auf ein Pfund gingen. Die deutschen Kaufleute aber nannte man in England, weil sie von Osten kamen, die **O s t e r l i n g e**. Ihre Münze fand dort Eingang und man hat von da

an in England nach dem Pfund der Oesterlinge gerechnet; bis auf den heutigen Tag hat man in England das P f u n d S t e r l i n g, auf das 20 S c h i l l i n g e gehen. Die Engländer trieben damals viel Schafzucht, verstanden aber die Verarbeitung der Wolle noch nicht. Daher holten die flandrischen Kaufleute, die auch zur Hanse gehörten, ihren Rohstoff in England, verarbeiteten ihn zu feinen Tuchen und setzten diese wieder in England, den Niederlanden und Deutschland ab; vor allem war Brügge, auch Ypern durch Weberei berühmt.

Die Hanseaten waren auch tapfere Krieger. Sie mußten ihre Warenzüge zu Land immer durch Bewaffnete begleiten lassen, wegen der Gefahr, die von seiten der Raubritter drohte. Aber auch ihre Schiffe waren bewaffnet, und sie haben eine große Macht zur See ausgeübt, auch Nord- und Ostsee von Seeräubern gesäubert. Sie wurden durch Fleiß und Tüchtigkeit sehr reich; wie erregte das den Neid der andern, vor allem der Engländer! Genau wie heute!

Ein Dänenkönig wollte sie einmal mit Waffengewalt niederwerfen und ihnen ihre Schiffe wegnehmen; aber sie schlugen den Dänenkönig gründlich und vertrieben ihn, so daß er lange in der Verbannung weilen mußte. Auch die Engländer wollten ihnen einmal ihre Rechte nehmen und ihren Handel vernichten. Da zogen sie mit ihren Kriegsschiffen aus und jagten den Engländern solche Angst ein, daß sie klein beigaben. Das war im 15. Jahrhundert.

Aber später kam's anders. Im 16. Jahrhundert traten in England starke Könige an die Spitze des Volkes; diese wollten den deutschen Handel nicht länger leiden. Die Schweden wurden auch mächtiger und nahmen dem Deutschen Orden Estland und Livland weg. Und die Hansen wurden unter sich uneinig. Die Niederländer rissen sich los, wollten den Gewinn, namentlich aus dem Heringsfang, für sich allein haben und den andern nichts gönnen. Da hatten die andern leichtes Spiel. Die Engländer schlossen den Stahlhof in London zu, die Schweden nahmen die hansischen Schiffe weg, und es ging zurück mit der Hanse. Denn hinter den Hansen stand kein Kaiser und kein Reich, das sie geschützt hätte. Der Kaiser fragte nichts nach ihnen und war in jener Zeit überhaupt schwach und ohnmächtig. Die Kaiser haben vom Niedergang der Hohenstaufen an den deutschen Norden ganz seine eigenen Wege gehen lassen. So ging's mehr und mehr zurück mit den Hansen, und zuletzt blieben von den Hunderten von Städten nur noch drei übrig: Hamburg, Bremen und Lübeck.

Es war eine stolze Zeit, als der deutsche Kaufmann Herr war auf Nord- und Ostsee! Aber: ein Reich und eine starke Regierung muß da sein; sonst kann auch der Tüchtigste seines Fleißes nicht froh werden.

Die Besiedlung des Ostens.

Die Völkerverwanderung ist einst durch Mangel an Ackerland veranlaßt worden; denn der größte Teil des deutschen Bodens war Wald. Später wuchs das deutsche Volk wieder mächtig heran; aber nun hatte man die Kunst gelernt den Wald auszuroden und urbar zu machen. Man hat ihn teils mit Axt und Säge niedergeschlagen, teils abgebrannt, so daß er geschwunden ist, und auf dem gewonnenen Boden neue Wohnsitze angelegt. Diese Rodungen wurden im 10., 11. und 12. Jahrhundert hauptsächlich durch die großen Grundherrschaften und durch die Klöster vorgenommen und so durch Innenkolonisation Raum geschaffen.

Vor allem haben sich die Zisterzienser mit dem Urbarmachen abgegeben. Die steilen Berghänge, mit denen man sonst nichts anzufangen wußte, haben sie mit Weinreben bepflanzt; und im Zusammenhang mit der Zunahme des Weinbaus sind viele neue Siedlungen angelegt und Dörfer gegründet worden.

Aber als das Volk in der Hohenstaufenzeit noch mehr wuchs, da reichte diese Innenkolonisation nicht mehr zu. Dem deutschen Volk wurden seine bisherigen Grenzen zu eng, es strebte darüber hinaus nach dem Osten hin. Die Hohenstaufenkaiser zwar haben nicht nach dem Osten gestrebt; wohl aber die Landesfürsten im Osten, vor allem Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär von Brandenburg. Es war im Ganzen eine friedliche Besiedlung. „Nicht das Schwert des Ritters, sondern der Pflug des Bauern eroberte das Land.“ Manche östlichen Länder wurden wohl zunächst vom Schwert erobert; aber daß sie wirklich deutsch geworden und geblieben sind, das ist die Folge der friedlichen Siedlungsarbeit.

Schon im 8. und 9. Jahrhundert haben sich die Bayern an der Donau und ihren Seitentälern langsam in das fremde Gebiet hineingeschoben. Niederösterreich, ein Teil von Tirol, Kärnten und Steiermark sind in den folgenden Jahrhunderten deutsche Länder geworden. Im heutigen Ungarn sind sie bis an das Donaufnie vorgeedrungen, von den Königen als fleißige Siedler gerne gesehen. In Gemeinschaft mit den Ungarn haben sie dort Nord- und Südslaven auseinander gehalten. Später hat die Wanderung und Siedlung in der norddeutschen Tiefebene begonnen. Nachdem Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär die deutsche Herrschaft in der Mark, Mecklenburg und Vorpommern aufgerichtet hatten, strömten ein Jahrhundert lang die Siedler aus Deutschland nach. Sie wanderten in die Ebenen des Nordostens und Ostens, aber auch über die

Karpaten hinüber nach Siebenbürgen. Man nennt sie dort Sachsen. Es sind aber Franken aus dem Moselgebiet. Sie wurden von den ungarischen Königen gerufen, damit sie die Grenzwehr halten wider die wilden Stämme des Südostens, später gegen die Türken. Der Deutschorden hat dort Kronstadt gegründet und am Tömöser und Törzburger Pässe die Wehr übernommen. Später sind die Siebenbürger Sachsen von der ungarischen Regierung gedrückt worden, und man hat sie entdeutschen und zu Ungarn machen wollen; und noch schlimmer geht es ihnen jetzt, seit sie zu Rumänien gehören. Aber sie sind 800 Jahre lang Deutsche geblieben und werden's auch bleiben.

Auch die Herzöge von Pommern, von Schlessien, von Polen haben deutsche Ansiedler ins Land gerufen; denn sie wußten: sie entwässern das Land, roden die Wälder aus, bauen den Acker und sind Vorbilder für unsere slawischen Bewohner, die das alles nicht können. Hunderttausende sind in der Hohenstaufenzeit nach dem Osten gewandert. Es waren Mönche, Ritter, Kaufleute, Handwerker, vor allem aber Bauern. Die Mönche haben die Sprachen- und Völkergrenzen niedergedrückt, indem sie alle, Deutsche und Slawen, in einer Kirche vereinigten. In allen diesen Ländern ist die deutsche Ansiedlung als Wohlthat empfunden worden. Und schließlich hat der Slawe auch die deutsche Sprache angenommen und ist deutsch geworden. In Oberschlessien hat der Deutsche das Land besiedelt, die Schätze aus dem Boden gehoben und blühendes Land geschaffen. Und jetzt hat der Völkerbund das beste Land den Deutschen genommen und den Polen gegeben, die nie etwas für das Land getan haben!

Anders ging's im fernen Osten. Dort hat der Deutschorden das Preußenland, Kurland, Estland, Livland erobert. Da kamen wohl Ansiedler in die Städte, die ganz von Deutschen gegründet worden sind. Aber die bäuerlichen Ansiedler fehlten, je weiter es nach Osten ging. So hat sich in Westpreußen und Ostpreußen bis auf den heutigen Tag auf dem Lande viel polnische und litauische Sprache erhalten; und in den Ostseeprovinzen vollends ist nur in den Städten und auf den Gutshöfen eine dünne Herrenschicht; die große Masse der Bevölkerung sind Letten.

So ging im 13. Jahrhundert ein ununterbrochener Strom von deutschen Ansiedlern nach dem Osten. In der Heimat war der Raum zu enge. Aber dort gab's Raum und fruchtbaren Boden genug; manche Gegenden waren durch furchtbare Mongoleneinfälle ganz entvölkert worden, so daß sie nahezu menschenleer waren; so z. B. Schlessien. Der Osten galt den damaligen Deutschen als das Land, in dem man sein Glück machen kann. Wie oft wurde damals das Volkslied gesungen:

„Nach Ostland wollen wir reiten,
 Nach Ostland wollen wir fort,
 All' über die grünen Heiden,
 All' über die Heiden,
 Da ist ein bess'rer Ort.“

So zieht's heute den Deutschen nach Westen, nach Nord- und Südamerika. Aber wer weiß, ob nicht wieder der Tag kommt, da die überschüssige deutsche Volkskraft sich nach Osten wendet, um das weite russische, durch die Schrecken der Revolution entvölkerte Land mit seinen ungeheuren Naturschätzen zu füllen und zu kultivieren?

Alle besiedelten Länder haben den Deutschen unendlich viel zu verdanken. Ein deutsches, ein russisches oder polnisches Dorf kennt man von weitem schon auseinander: dort saubere, reinliche, geordnete Häuser und wohlgepflegte Gärten und Felder; hier schmutzige Lehmhütten voll von Ungeziefer und verwahrloste Äcker. Und ähnlich ist in Siebenbürgen der Unterschied zwischen rumänischen und deutschen Dörfern. Aber gerade daher, daß die Deutschen vermöge ihres Fleißes voran und zu Wohlstand und Ansehen gekommen sind, kam auch der große Neid in den andern Völkern, und daraus wurde schließlich der furchtbare Haß, den wir im letzten Kriege so reichlich haben erfahren müssen.

Kein Volk der Erde hat eine ähnliche Kulturtat aufzuweisen wie das deutsche Volk in der Besiedlung des Ostens.

Der Bauernstand im Mittelalter.

Aus der Besiedlung des Ostens haben wir gesehen, daß die bäuerliche Bevölkerung sich ganz außerordentlich mehrte; war doch Überbevölkerung vielfach die Ursache der Auswanderung. Immer noch, trotz der Mehrung der Städte, war der weitaus größte Teil der Bevölkerung bäuerlich. Die Zahl der bäuerlichen Niederlassungen hatte sich so sehr gemehrt, daß am Ende des Mittelalters kaum weniger Siedlungen waren als heute.

Wir wissen, daß die ursprünglichen Siedlungen Sippen-siedlungen gewesen sind. Darauf weist die Endung —ingen in Ortsnamen hin; denn —ingen bedeutet die Angehörigen einer Sippe oder Familie; oftmals heißt es auch —ing, —ungen oder —ung. Von den Sippenhäuptern führten die Siedlungen den Namen. So ist Mellingen die Sippe des Mallo, Geißlingen die des Gesilo, Münsingen die des Munigis usw. Von diesen ursprünglichen Sippen-siedlungen gingen dann später, als das Volk sich mehrte, Tochter-siedlungen aus. Die beiden Siedlungen wurden dann nach der Lage durch Ober- und Unter- oder nach der Größe durch Groß- und Klein- unterschieden; so Ober- und Unteren-singen,

Groß- und Kleineislingen. Sehr häufig aber erhielt die Tochterfiedlung einen ganz neuen Namen mit der Endung *heim*; auf schwäbischem Boden wurden diese Ortsnamen hauptsächlich von den fränkischen Herrschern bevorzugt. So Weilheim, Kirchheim, Heidenheim usw. In noch frühere Zeit, die Zeit der Römer, weisen die Ortsnamen auf *weil* zurück. Die römischen Niederlassungen hießen häufig *villa*. Die Deutschen vermieden es zwar meist sich auf dem Boden römischer Siedlungen



Bauern im Mittelalter.

niederzulassen; aber ausnahmsweise ist das doch geschehen, und sie machten aus dem römischen *villa* das deutsche —*weil*. So Rottweil, (zu) Weil der Stadt und (zu) Weil im Dorf. Auch auf Besiedlung durch Römer oder Welsche (früher Walchen) weisen manche Ortsnamen hin; so Walheim, Waldsee, Waldstetten (man hat später das *Wal* nicht mehr verstanden und *Wald* daraus gemacht).

Sehr häufig befand sich in den Siedlungen ein Herrenhof mit größerem Grundbesitz. Darauf weisen die Namen mit *hofen*, *hausen*, *stetten* hin; so Königshofen, Aufhofen, Sebenhausen, Nordstetten.

Eine ganze Menge von Ortsnamen bezeichnet die *Lage* des Orts.

An einem *B a c h e* oder sonst einem Gewässer (*Ach*) liegen Tiefenbach, Dnoldsbach oder Ansbach, in Niederdeutschland Hardebek, Hagenbek, Wandsbek, Ach, Achen. An einem „*L a u f e n*“, d. h. einer Stromschnelle oder einem Wasserfall, liegen Lauffen, Laufenburg. Am *U r s p r u n g* oder in der Nähe der Quelle eines Wasserlaufs liegen alle die unzähligen Orte auf *bronn*, *brunn*, *born*, *spring*; so Heilbronn, Maulbronn, Schönbronn, Paderborn, Urspring, Lippspringe. Auf die *M ü n d u n g* eines Wasserlaufs weisen die Orte mit *Münden*: Gmünd, Neckargemünd, Münden, Holzminden; auch *ort* in Ruhort. Besonders günstig für Siedlungen, namentlich Stadtsiedlungen, waren die Flußübergänge oder *F u r t e n*: Frankfurt, Erfurt, Schweinfurt. An einem *S e e* liegen Seekirch, Seeborn, Tegernsee, am Ende des Sees Seeshaupt. Auf *s u m p f i g e m G e l ä n d e* oder Bruch, Moor, Moos, Ried liegen Breitenbruch, Wildenbruch, Lichtenmoor, Totmoos, Tegernmoos, Rieth, Rieden, Schussenried, auch *Horb* von *Hor* = Sumpf; ebenso Horlachen. An einem vom Wasser bespülten oder durchflossenen Gelände (*A u*) liegen Langenau, Rippoldsau, Hanau, Hagenau; am *G e s t a d e*, d. h. festen Land am Wasser *Staad*, *Stade*, *Immenstaad*, *Oberstad*; am *U f e r* Hannover.

Auf einer *B o d e n e r h ö h u n g*, einer *H ö h e*, einem *B e r g*, einem *H ü g e l* liegen Wilhelmshöhe, Friedrichshöhe, Bertheim, Berken, Königsberg; für Hügel war früher *Bühl*, *Vol* oder *Voll*, *Hübel* gebräuchlich; also Dinkelsbühl, Grünbühl, Gaisbühl, Voll, Volheim, Jingenbohl, Gießhübel. Bedeutendere Erhebungen heißen *K o p f*, *H a u p t*, *F i r s t*, *S p i z*, *E c k e*; daher Biedenkopf, Tierhaupten, Mannshaupten, Keinenfirst, Schillingsfirst, Bildspiz, Sterneck, Waldeck, Schirmeck. Besondere Bergformen sind *Horn*, *Stauf* (= Becher ohne Fuß), *Rücken*; daher Buchhorn, Hohenstausen, Regenstausen, Ziegenrück. Auf dem *F e l s* oder *S t e i n* liegen meist *Burgen*: Stolzenfels, Drachensfels, Maienfels, Königstein, Breitenstein, Niederlahnstein. Am *H a n g*, der *H a l d e* oder *L e i t e* liegen Sonnhalden, Bruderhalde, Ellhalde, Hohenleiten, Holzleute. Im *T a l*, dem *G r u n d*, dem *T o b e l* = engen Tal sind *Mariental*, *Talheim*, *Hofsgrund*, *Mühlgrund*, *Dobel*, *Inntobel*, *Engen*. Auf der *E b e n e* oder dem *F e l d* liegt *E b n a t*, *Lichterfelde*, *Vittensfeld*, *Vonfeld*, *Kosfeld*, *Adelmannsfelden*; auf dem *L a n d* *Hirschlanden*, *Vonlanden*. An einem *Land*, das eine *E c k e*, einen *W i n k e l*, einen *G e h r e n* bildet, liegen *Waldeck*, *Värwinkel*, *Krähwinkel*, *Hohengehren*, *Virkengehren*, *Gerhausen*. Vom *W a l d* führen den Namen *Greifswalde*, *Eberswalde*, *Kohlwald*, *Buchholz*, *Großholz*, *Holzbeuren*, *Holzheim*, *Kammerforst*, *Forstweiler*. Der *Wald* heißt aber auch *H a r t*; daher *Hardt*, *Honhardt*, *Gründelhardt*. Der

Niederwald ist *B u s c h*, *H a g*, *L o h*, *S t r u t*, *H o r s t*; daher *Legels-*
hurst, *Grünbusch*, *Hagen*, *Lichtenhain*, *Gütersloh*, *Schopfloch*, *Degerloch*,
Eichenstrut, *Eschenstrut*. Auf die *T a n n e* weisen hin *Waldtann*, *Ober-*
tann, auf die *F i c h t e* *Fichtenhof*, auf die *E i c h e* *Eichen* und *Nichen*,
Eichelberg und *Nichelberg*, auf die *B u c h e* *Buoch*, *Schönbuch*, *Kotenburg*,
auf die *E s c h e* *Asperg*.

Die meisten Neugründungen sind durch Rodung des Waldes ent-
standen. *Neuten* oder *roden* ist Niederschlagen des Waldes. Un-
zählige Ortsnamen hängen damit zusammen: da sind in Thüringen und
Sachsen die *roda*, *rode* (*Friedrichsroda*, *Wernigerode*), im Schwaben-
lande die *roden* und *reut*: *Neute* und *Neuthi*, *Vergatreute*, *Eggen-*
reute, *Wiggenreute*, *Leinroden*, *Hohenroden*. Der Wald wird nieder-
g e h a u e n: *Altenhau*, *Schreiberhau*, *Kohlhau*; da bleiben die *Wurzel-*
stöcke übrig; daher *Stöcken*, *Stocken*, *Stockach*. Aber auch durch Feuer
wird der Wald beseitigt; er *s c h w i n d e t*. Daher *Schwendi*, *Gschwend*,
Reichenschwand, *Engelsbrand*, *Langenbrand*, *Brändi*. Häufig war in
Waldgegenden eine ganz andere Art der Siedlung gebräuchlich. Es
waren nicht mehr die alten Gewannsiedlungen; vielmehr legte man
Reihendörfer oder Waldhufendörfer an: die Bauernhöfe bildeten eine
Reihe zu beiden Seiten der Straße und unmittelbar an den Hof schloß
sich hinten an e i n e m Stück das Acker- und Wiesenland an.

Sehr viele Rodungen wurden von den *K l ö s t e r n* vorgenommen.
Auf dem gewonnenen Neuland errichtete man eine kleine klösterliche
Niederlassung, eine *Z e l l e*; auch eine Klosterkirche oder ein *M ü n s t e r*.
Alle Ortsnamen mit *Zell* oder *Münster* weisen auf klösterliche Grün-
dung hin.

Das sind ja nur wenige von den unzähligen Ortsnamen; der Kundige
vermag aus ihnen und aus den Flurnamen gar mancherlei über die
Entstehung und die Geschichte des Ortes herauszulesen.

Daß auch unter der bäuerlichen Bevölkerung ein Unterschied in der
gesellschaftlichen Stellung und im Besitz war, haben wir schon gehört.
Wohl in jedem Dorfe gab's schon in der alten Zeit *M i t t e l f r e i e*
und *G e m e i n f r e i e*. Die Mittelfreien waren im Laufe der Zeit aus
dem bäuerlichen Stande ausgeschieden und Ritter geworden. Die *Ge-*
meinfreien aber hatten immer mehr ihre Freiheit verloren und waren
Lehensleute geworden. Wohl gab's noch freie Bauern: vor allem in
Gebirgsgegenden, in Tirol und der Schweiz; aber auch in Niederdeutsch-
land, Friesland und Holstein. In Württemberg waren's die Bauern
auf der Leutkircher Heide; auch war das Dorf Kirchheim a. Neckar ein
freies Reichsdorf. Solche Freiheit hatte aber ihre Kehrseite. Denn weil
diese Freien nur unter dem Kaiser standen, der Kaiser aber weit weg

und in den späteren Zeiten oft schwach und ohnmächtig war, so waren sie in Zeiten der Not ohne Schutz und sahen sich daher später oft genötigt, sich gegen eine Abgabe unter den Schutz eines Höheren zu stellen.

Die große Masse der Bauern war somit nicht mehr frei. Wir dürfen uns aber nicht vorstellen, sie seien eine Art von Sklaven gewesen. Davon war keine Rede. Einmal hatten sie ihr Bauerngut, wiewohl es nur Lehen war, und konnten's auch auf die Kinder vererben; nur verkaufen konnten sie's nicht. Sodann war die Last der Abgaben, die darauf ruhte und an den Grundherrn zu bezahlen war, anfangs keine große. Man kann es sich ähnlich denken wie heute: wenn ein Bauer auf seinem Gute Schulden hat — und bis vor dem Kriege war das bei den allermeisten Bauern der Fall — dann muß er jährlich seinen Zins zahlen. Ganz ähnlich war's damals. Der Bauer mußte dem Grundherrn jährlich eine Abgabe zahlen, aber nicht in Geld, sondern in Natur. Er mußte etwa einen Teil des Getreides abgeben, das auf seinem Acker wuchs. Eine Henne mußte an der Fastnacht oder auch im Herbst dem Grundherrn abgeliefert werden. Auch war er verpflichtet, dem Grundherrn einige Tage des Jahres zu fronen, d. h. mit der Hand oder mit dem Gespann unentgeltliche Dienste zu leisten. Oft aber war der Grundherr zu Gegenleistungen verpflichtet. Er gab dem Bauern, der seine Gült — so nannte man diese Abgabe — ablieferte, ein reichliches Essen oder auch eine Geldgabe; es kam sogar vor, daß der Wert dieser Gegenleistung den der Gült überstieg. Schon schwerer war die Abgabe beim Tode des Besitzers. Da mußte der Erbe das Besthaupt, d. h. das beste Stück Vieh aus dem Stall abliefern. Das ist, wie wenn heute der Erbe eine Erbschaftsteuer zahlen muß. Oder wenn die Frau starb, mußte der Mann das beste Kleid abliefern. Aber viele Grundherren sind auch da recht gelinde verfahren. Häufig wurde es so gehalten, daß der Vote, der das Besthaupt holte, rücklings oder mit verbundenen Augen in den Stall geführt werden mußte und auf's Geratewohl ein Stück Vieh auswählte.

Schon schwerer wurden die Abgaben, wenn Grundherr und Gerichtsherr nicht ein- und dieselbe Person waren. Der Grundherr war der eigentliche Besitzer des Grundstücks; der Gerichtsherr war der, dem das Gericht zustand. Das sind oftmals mehrere gewesen: einer, der das Gericht über geringe Vergehen hatte, und ein solcher, dem die hohe Gerichtsbarkeit, bei der es um Leben und Tod ging, zustand. Das waren eben auch Beamte wie heute; aber mit dem Unterschied, daß der Staat sie nicht bezahlte; vielmehr mußten sie bezahlt werden von denen, zu deren Gunsten sie Recht und Gerechtigkeit handhaben mußten. So war der Bauer dem Gerichtsherrn, der meist ein Adelliger war, auch zu Abgaben verpflichtet. Das waren in der Regel Fronen: zum Ackerbau,

zum Burgbau und zur Jagd. Namentlich die letzteren waren sehr beschwerlich.

Eine weitere Abgabe war der Zehnten. Das war ursprünglich eine Abgabe an die Kirche — man könnte ihn also unserer Kirchensteuer vergleichen —; aber häufig ist er auch durch Kauf in andere Hände übergegangen. Es gab den großen Zehnten vom Getreide, den kleinen Zehnten von den andern Feldgewächsen, vom Obst und Wein, und den Blutzehnten von jungen Tieren bis zu den Bienen herunter. Das war eine Abgabe, die schon recht tief hineingriff.

Auch für die Dorfgemeinde hatte der Bauer mancherlei zu leisten. Vor allem die Gemeindefronen, aber auch sonst noch, wenn es nottat, mancherlei Abgaben. Und endlich war der Bauer auch dem Landesherren Abgaben schuldig. Da gab's eine allgemeine Landessteuer, Bete genannt. Dann das Ungeld oder Umgeld von dem ausgeschänkten Wein und Bier und die Landesfronen. Auch konnte immer noch im Notfalle jeder zum Kriegsdienst verpflichtet werden. Das würde der jetzigen Staatssteuer entsprechen.

Wenn wir das alles zusammenrechnen, so merken wir, daß der Bauer sehr belastet war. Doch war es ganz außerordentlich verschieden.

Aber noch viel mehr als durch alles das wurde der Bauer gedrückt durch die Übergriffe und Räubereien roher Adliger. Als die Ritter kein höheres Ziel im Kriegsdienst für den Kaiser mehr hatten, da waren manche darauf aus, durch Raub ihren Lebensunterhalt sich zu erwerben. Beraubt wurde der reisende Kaufmann, beraubt aber wurde vor allem auch der Bauer: Ausplündern der Scheunen und der Viehställe, Mißhandeln der Bauern, ihrer Frauen und Kinder, Niederbrennen von Häusern — alles das kam oft genug vor. So lange die Kaisergewalt stark war, hatten die Kaiser immer ihre Hand über dem schwachen Manne gehalten. Aber wie die Kaisergewalt niederging und die Landesgewalt noch nicht stark genug war, da hatte es der Bauer sehr übel. In den Kriegen der Stände miteinander, der Fürsten, Ritter und Städte war immer der Bauer der leidtragende Teil.

Manche Grundherren drückten ihre Bauern schwer. Wenn z. B. ein Grundherr verlangte, seine Bauern sollten ihm während der Ernte Schneckenhäuschen sammeln zum Aufwickeln von Garn für die Frauen, so mußte doch solches Verlangen die Leute tief erbittern. Wohl waren das Ausnahmen. Aber wie es so zu gehen pflegt, da heißt es dann gleich: so sind sie alle.

Trotzdem war der Bauer im späten Mittelalter in einer recht günstigen Vermögenslage. Was der deutsche Bauer in dieser Zeit geschafft hat, das zeigen vor allem die neu besiedelten Länder: Schlessen, Sachsen,

Pommern, Ost- und Westpreußen. Dort hat er aus wüßtliegendem Land ein blühendes Kulturland geschaffen. Der Pole, der uns jetzt weite Gebiete entrisßen hat, wird sich bemühen, aus blühendem Kulturland wieder eine Wüste zu machen. Wer aber harte Arbeit redlich tut, darf auch frohe Feste feiern. „Saure Wochen, frohe Feste sei dein künftig Zauberwort,“ sagt Goethe, und danach hat schon der deutsche Bauer des Mittelalters gehandelt. An den Festen huldigten sie meist derber Lebensfreude. Gerade wie heute waren auch damals zwei Veranlassungen zu Festen beim Bauern: Kirchweihe und Hochzeit. Ein Stand, der solche Feste mit viel Aufwand für Essen und Trinken und Kleidung feiern kann, kann nicht in schlechter Vermögenslage sein — und so war es damals beim deutschen Bauern.

11. Vom Untergang der Hohenstaufen bis zum Beginn der Neuzeit.

Die deutschen Landesherrschaften im 13. und 14. Jahrhundert.

Je mehr die Macht des Kaisers sank, um so mehr stieg die Macht der Fürsten, bis ihnen von Kaiser Friedrich II. die volle Selbständigkeit zugestanden wurde. 300 Jahre lang waren die geistlichen Fürsten die starke Stütze der kaiserlichen Macht gewesen. Aber auch sie waren jetzt selbständig geworden; und seit das Papsttum den Sieg über das Kaisertum davongetragen hatte, hatte der Kaiser auch keinen Einfluß mehr auf ihre Ernennung. Dazu hatte sich die Zahl der Landesfürsten gemehrt. Große Herzogtümer, wie Bayern und vor allem Sachsen, waren schon von Friedrich I. in kleinere Herrschaften zer schlagen worden; und als die Hohenstaufen untergegangen waren, so ging's mit dem Herzogtum Schwaben und dem übrigen staufischen Besitz ebenso. Dazu war die Zahl der freien Reichsstädte sehr groß geworden. So standen also vom Ende des 13. Jahrhunderts an eine große Zahl von selbständigen Ländern nebeneinander. Wollte der Kaiser über ihnen noch etwas gelten, so mußte er selbst ein Landesherr sein, und zwar womöglich der mächtigste unter ihnen.

Da war's in den Nachbarländern ganz anders gegangen. In Frankreich waren die Könige vom Anfang des 13. Jahrhunderts darauf aus gewesen, Lehen, die durch den Tod des Inhabers frei geworden waren, nicht wieder zu verleihen, sondern an sich zu ziehen; und ebenso war es in England gegangen; und die bisherigen Lehensträger waren nach und nach königliche Beamte geworden. So entstand in diesen Ländern eine